

Der

Kuckuck

30 Groschen
20 Pfennig
30 Rapfen
1.60 C.K.

2. Jahr + Nr. 49
7. Dezember 1930
Erscheint jeden Sonntag

Heute:
Bilder von den
polnischen Greueln
Habsburgische Welt-
und Kriminalgeschichte
Sing-Sing, das In-
ferno Amerikas
Industrie auf
Abbruch

Heute
beginnt unser
neuer Roman
**Das Liebes-
urteil**



Hinter
Gefängnisgittern.

Wie Freund Klutschka die heilige Apollonia malte

Von Jaroslav Haschek + Einzig berechtigte Übersetzung von Grete Reiner

Solltet ihr vielleicht in Anwesenheit Maler Klutschkas den geringsten Zweifel an dem künstlerischen Wert seiner Bilder äußern, dann erzählt er euch lang und breit, seine Bilder seien so lebendig und natürlich, daß sie selbst ein Tier überzeugen müßten. Er fügt hinzu, dies sei heilige Wahrheit und Wahrheit gäbe es nur eine. Eigentlich verhält sich die Sache folgendermaßen:

Klutschka malte einmal in seinem Atelier das Porträt seiner Hausfrau, einer alten Dame, die einen großen Hund besaß. Es war ein Bernhardiner namens Fox. Er malte sie in Lebensgröße, im Lehnstuhl sitzend und die Hände im Schoß gefaltet.

Eines Tages, als das Bild beinahe fertig war, kam Fox ins Atelier gelaufen. Als er das Bild erblickte, lief er wedelnd und freudig bellend darauf zu und leckte der Hausfrau die im Schoße gefalteten Hände. Er meinte nämlich seine Gebieterin lebend vor sich zu sehen, und erst als er mit seiner rauhen Zunge alle Ölfarbe abgeleckt hatte, erkannte er seinen Irrtum, klemmte den Schweiß zwischen die Beine und schlich knurrend davon.

Und solltet ihr auch jetzt noch gewisse Zweifel äußern, dann erzählt er euch, wie er eben diese Hausfrau überrascht hatte. Er malte den Fox, und als die Hausfrau einmal das Atelier betrat, um die Miete einzumahnen, stellte er das Bild so hin, daß es ihr in die Augen fallen mußte.

„Fox, Foxelchen“, rief die Hausfrau dem Bilde zu, „komm her, komm zu mir, fürchte dich nicht, Foxi, Foxelchen, am Ende hast du keine Angst, daß ich die Peitsche hole? Wer wird sich denn in einer fremden Wohnung in einen Winkel legen, Fox?“

Ähnliche Geschichten von Tieren und Menschen, die seine Werke mit der Wirklichkeit verwechselten, könnte er euch dutzendweise erzählen und hat er euch überzeugt, dann nimmt er bei euch den Rang des berühmten Apelles ein, der Kirschen so naturgetreu malte, daß Vögel geflogen kamen und an ihnen knabberten. Den Namen Apelles könnte ich wohl vergessen, doch den Namen Klutschka werde ich stets in Erinnerung bewahren, denn es gibt Berichte über seine Tätigkeit, von der mir sein Freund, in dessen Begleitung er verschiedene Reisen unternahm, folgendes erzählte:

Eines Tages kamen wir auf unserer Wanderschaft durch Mähren in ein zwischen die Wälder der Walachei gebettetes Dorf. Wir reisten auf jene bewundernswürdige Weise, zu der man wenig Geld, doch eine große Bereitschaft und eine unglückliche Kaltblütigkeit braucht. Es handelte sich nämlich darum, von Pfarrern, Gutsbesitzern, Lehrern, Advokaten und ähnlichen Leuten Einladungen zu erhalten.

Diesen Grundsätzen treu, kamen wir auch in eine Pfarre, wo wir einen freundlichen alten Herrn, eine Köchin in den besten Jahren und nicht gerade den besten Empfang fanden. Der Herr Pfarrer war eben vollumfänglich mit der Durchsicht von Rechnungen beschäftigt. Man besserte nämlich die Kirche aus. Die Gegend gefiel uns gut und wir beschlossen, uns längere Zeit in der Pfarre aufzuhalten, was gar nichts Ungewöhnliches war. Da kam Klutschka auf einen unglücklichen Einfall. Er sprach beim Abendbrot davon, daß wir am Morgen die Kirche besichtigen wollten. Wir hätten uns nämlich zur Aufgabe gestellt, alte Kirchenbilder in Ordnung zu bringen und vergäßen niemals, unsere uneigennütigen Dienste anzubieten, wenn ein Bild einer Auffrischung bedürfte.

Mit diesen Worten gewannen wir mit einem Schlag die Sympathie des Pfarrers, der eine Flasche Wein aufstehen ließ und uns in ein Gespräch über Heiligenbilder verwickelte. Klutschka redete auf ihn ein, daß sich mir der Kopf drehte. Vergeblich gab ich ihm unter dem Tisch Zeichen, er möge in seinen Lügen Maß halten. Er fuhr unerschütterlich fort und erzählte dem Pfarrer, in Drosau hätten wir die ganze Kirche frisch gemalt, völlig uneigennützig, nur zu Gottes Lob und Preis...

Als der Herr Pfarrer sich für einen Augenblick entfernte, um eine frische Flasche Wein zu holen, benutzte ich seine Abwesenheit, um Klutschka kurz und bündig klarzulegen, daß er mit seinem Gequassel in große Un-

annehmlichkeiten stürzen werde. Wie, wenn es dem Herrn Pfarrer einfallen sollte, uns den Auftrag zu geben, irgendein Heiligenbild zu malen? Wir malten Kinder, alte Weiber, Greise, aber Heilige hatten wir noch niemals gemalt. Also wozu ununterbrochen von Heiligenbildern quasseln?

„Ich hoffe“, sagte Klutschka, „daß dies nicht geschehen wird. Sollte Gott dennoch diese Strafe über uns verhängen, werden wir uns seinem Willen fügen und irgendeinen Heiligen malen.“

und andere Künstler gemalt? Heilige Männer und Frauen...“

Er schwieg und fuhr dann nach einer für uns peinlichen Pause fort:

„Ich habe eine kleine Bitte an Sie, meine Herren, die Bitte eines Gläubigen an Gläubige. Unsere Kirche ist recht interessant durch ihre Bilder, alle Bilder sind intakt, nur das Bild der heiligen Apollonia hat keinen Kopf. Wären Sie so gütig, meine Herren, der heiligen Apollonia einen Kopf zu malen? Die hiesige

der Märtyrer zu tragen. Die heilige Apollonia ist, wie Ihnen zu weiß bekannt ist, die Schutzpatronin aller, die Zahnschmerzen haben. Und das ist gerade das, worauf ich Nachdruck lege. Die hiesige Bevölkerung sieht gern Bilder, auf denen die Märtyrer der Heiligen drastisch veranschaulicht sind. Wie werden sich die Gläubigen freuen, wenn sie die heilige Apollonia mit dem Ausdruck furchtbarer Schmerzen im Gesicht sehen werden. Und deshalb, meine Herren, wenn Sie schon einen christlichen Dienst zur Ausschmückung der Kirche leisten wollen, dann malen Sie die heilige Apollonia mit einem von Schmerzen verzerrten Gesicht. Wenn so eine Heilige freundlich lächelt, dann kann das Volk nicht mit der wahren Andacht zu ihr hinaufblicken.“

Wir versprochen alles...

In dem Zimmer, das uns zugewiesen wurde, ertönte bis spät in die Nacht unser gedämpftes Gespräch.

„Das wär' schön“, sagte Klutschka, „daß ich, der den Fox gemalt hat, von dem sich meine Hausfrau täuschen ließ, nicht den Kopf der heiligen Apollonia malen könnte, der die Peiniger alle Zähne herausschlugen! Ich werde in ihr Antlitz den Ausdruck der schrecklichsten Leiden legen, wie ihn alle haben, die zu den Barmherzigen Brüdern oder auf die Zahnklinik kommen, um sich einen Zahn ziehen zu lassen.“

Und sollte mir wirklich gar nichts einfallen, dann werde ich mir mit einer Stecknadel in einen wackligen Zahn stechen, mich vor dem Spiegel rasieren und mir selbst zur heiligen Apollonia Modell stellen. Und dann werde ich den Ausdruck dieser schmerzlichen Studie auf das Bild der Heiligen übertragen.“

„Das sagt sich leicht“, entgegnete ich, indem ich eine Grimasse schnitt, „für deinen idiotischen Einfall, dem Pfarrer einzureden, daß wir Kirchen malen, verdienst du...“

„Drohe mir nicht“, sagte Klutschka ruhig. „Weißt du, wer den Schubkarren erfunden hat?“

„Nein.“

„Jemand hat's versucht und hat einen Schubkarren gemacht“, sagte Klutschka feierlich. „Ich bin auch jemand, ich werde es ebenfalls versuchen und die heilige Apollonia malen.“

Das sagte sich leicht. Am folgenden Tag begaben wir uns in die Kirche und betrachteten prüfend das Bild ohne Kopf. Es hing hoch oben an der Wand, und wir nahmen es mit Hilfe einer Leiter herunter und trugen es in unser Zimmer, das wir in ein Atelier verwandelt hatten.

Zwei Tage erging es uns gut. Wir aßen gut, tranken gut, rauchten die Zigarren des Pfarrers und dachten nach, wie wir den schrecklichen Ausdruck im Antlitz der heiligen Apollonia wiedergeben sollten.

Klutschka versuchte allerhand. Er machte verschiedene Skizzen, doch stets lächelte die heilige Apollonia so freundlich, daß mich ihr Lachen ansteckte und ich aus vollem Halse lachen mußte.

Am dritten Tage sagte der Unglückliche: „Wenn ich hier nur jemand finden könnte, der Zahnschmerzen hat. Sofort würde ich ihn fotografieren und die Photographie als Modell verwenden.“ Der Schuft! Ich schief bei der Tür und in der Nacht öffnete Klutschka stets die Tür, damit ich Zahnschmerzen bekäme. Glücklicherweise geschah dies nicht.

So gingen wir denn mit dem Photoapparat im Dori herum und suchten bereits den vierten Tag vergeblich ein geschwollenes Gesicht.

Täglich beim Mittagessen fragte der Herr Pfarrer: „Nun, wie steht's mit der heiligen Apollonia?“

„Ich hab' ihr schon die Haare gemacht“, antwortete Klutschka, „die Augenbrauen hat sie auch schon. Sie wird bald fertig sein. Es ist nicht so leicht, ein exzellentes und brillantes Kunstwerk zu schaffen.“

Am fünften Tag machten wir abermals vergeblich Jagd auf jemand mit Zahnschmerzen. „Ist das aber eine gesunde Gegend“, ärgerte sich Klutschka.

Am sechsten Tag bat er mich im Interesse der Kunst, mir vor seinen Augen mit der Zange wenigstens einen Zahn zu ziehen, er

Schluß auf Seite 12



Aus dem ständigen Photowettbewerb des „Kuckuck“

Der Clown

Phot. Dr. N. Schwarz, München

Das sagte er ganz fromm, wie es den Gästen eines Pfarrers geziemt.

Der Pfarrer kehrte mit dem Wein zurück und als er uns eingeklinkt hatte, gebärdete er sich wie ein Mann, der uns deshalb für eine Weile verlassen hatte, um gut zu erwägen, was er nachher sagen sollte.

„Ad salutem, domini“, sagte er, indem er mit uns anstieß, „ich bin aufrichtig erfreut, daß Sie in meine Pfarre gekommen sind...“

Er verstummte, um bald darauf fortzufahren: „Anfangs, meine Herren, habe ich Sie ein wenig kühl empfangen, denn aufrichtig gesagt, da Sie Maler sind, hatte ich kein rechtes Vertrauen zu Ihnen. Ich habe Maler stets für leichtsinnige Menschen gehalten, für Künstler, die Mädchen — wie soll ich nur sagen? — nun, Mädchen ohne Kleider malen. Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie mich eines Besseren belehrt haben. Sie haben recht, die berühmtesten Maler haben Heiligenbilder gemalt. Was haben Leonardo da Vinci

Bevölkerung wird in ihrer Andacht gestört, wenn sie an der Wand ein Bild ohne Kopf hängen sieht.“

„Mit größtem Vergnügen“, ließ sich Klutschka vernehmen, während ich ihn unbarmherzig ins Bein kniff. „Wir werden die heilige Apollonia malen und so den Interessen der Kirche dienen.“

„Die heilige Apollonia“, sagte der Pfarrer, „hat im Jahre des Herrn 252 für Kaiser Decius gelitten.“

„Wenn es der allerhochwürdigste Herr Pfarrer wünscht“, entgegnete Klutschka, „werden wir auch Kaiser Decius malen.“

Ich blickte den Pfarrer an, der sagte: „Ich glaube, auch Kaiser Decius ist auf dem Bild. Die heilige Apollonia wurde gezwungen, ihr Haupt vor Götzen zu neigen. Als sie jedoch verhöhnte, da schlugen ihr gefühllose Henker die Zähne heraus. Zum Schluß warf man sie ins Feuer und ihre heilige Seele schwebte gen Himmel, um ewig die Krone

bemerken. Er wäre mißtrauisch geworden, hätte befürchtet, daß man ihn aushorchen wolle.

Kepprin wollte herausbringen, was hinter dieser Erregung steckte.

„Nicht einmal in verstohlenen Augenblicken heimlichen Genusses darf man ein Mensch und echt sein“, wütete der Erzherzog.

Er hatte auf seiner letzten Inspektionsreise in einer nordböhmischen Garnison eine Damenbekanntschaft gemacht. Morgen sollte in Wien die erste heimliche Begegnung sein. „Es ist ein entzückendes Wesen“, sagte der Erzherzog. (Er hatte nur zwei Ausdrücke für Frauen, die ihm gefielen. War es der naive Typ, hieß es: ein entzückendes Wesen. War es der sentimentale: die Seele von einem Weib.)

Er wußte nichts Näheres über sie, konnte nicht einmal bestimmt sagen, ob es ein Mädchen oder eine Frau war. Er wollte nicht wissen, wie sie wirklich hieß. Er hatte sie „Milada“ genannt. Ihre Züge trugen deutlich slawischen Charakter, obwohl sie Deutsche war.

Da hatte ihm nun offenbar jemand die skurrile Sorge in den Kopf gesetzt, daß sie Tschechin oder gar Serbin sei, die sich ihm mit heimlicher politischer Absicht näherte.

Die Beratung im Liebesressort fiel sonst nicht Kepprin zu. Das war die Sache des Fürsten Salm. Aber der hatte keinen Sinn für Politik. Er lachte über derlei Befürchtungen. Er kümmerte sich nur um vergnügliche Dinge.

Kepprin hütete sich, einen bestimmten Rat zu geben und die Verantwortung des Abenteuers auf sich zu nehmen. Aber er stellte eine heimliche Überwachung der Dame durch seine verlässlichen Leute zur Verfügung.

„Nein, nein, das wäre gemein“, sagte der Erzherzog, „es ist ja gewiß nur eine lächerliche Angstlichkeit; sie ist sicherlich ganz harmlos.“

„Dann geschieht ihr ja nichts durch die Überwachung, müssen Kaiserliche Hoheit bedenken“, sagte der Oberst.

„Ausgeschlossen!“ Der Erzherzog wollte davon nichts hören, unter keinen Umständen. Er nahm dem Oberst das Ehrenwort ab. Er wollte sich auf seine eigene Menschenkenntnis verlassen.

Der Oberst ging, er hatte deutlich die Grenzen des Vertrauens seines Gönners zu fühlen bekommen.

II.

In einem stillen Winkel des Arkaden-Cafés schrieb Oberst Kepprin neben seiner Tasse Melange, die er zu trinken vergaß, einen endlosen Brief.

Mit Ehrerbietung sah jeder, der vorbeikam, die Sammlung und den Ernst in dem feingeschnittenen Gesicht, während in den schlanken Fingern die Füllfeder nur so über das Papier flog.

Auf seinem Schoß lag die Aktentasche mit einem dicken Haufen Arbeit, die er

HUMOR UND SATIRE



Die neue Stimmmaschine in Polen — Pilsudskis Patent. („Nootenkraker.“)

„Wie sind Sie mit dem Besuch Ihres Kinos zufrieden?“
„Oh, danke, es geht so, manchmal ist es halb voll und manchmal halb leer.“ („Nebelspalter.“)

Mit voller Pension. „Bestreichen Sie selbst meine Brote mit Butter, Frau Sparmann?“
„Gewiß, wer sollte es denn sonst tun?“
„Na, dann möchte ich wirklich wissen, wer hinterher die Butter wieder herunterkratzt!“ („Berlinske Tidende.“)

Meine Tante Leontine ist stocktaub und hat nur manchmal akustische Tage. Aber selten, sehr selten. Neulich kommt mein Freund zu Besuch und ich mache bekannt: „Herr Ingenieur Schenkelbach — Tante Leontine!“
Fragt Tante Leontine: „Wie sagtest du, Georg?“
„Schenkelbach!“
Tante Leontine hebt drohend ihre Gehörtrompete gegen meinen Freund. Dieser schreit:
„Schenkelbach!!“
„Haaa?“
Tante Leontine verlängert das Hörrohr durch die erhobene Hand.
„Schenkelbach!“ posaut mein Freund wie das jüngste Gericht.
Da platzt Tante Leontine heraus: „Sie werden entschuldigen, ich verstehe immer — Schenkelbach!“ („Nebelspalter.“)

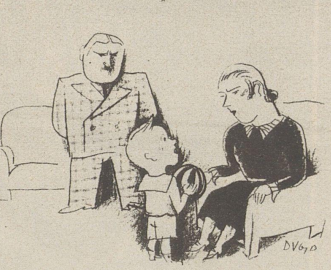
„Können Sie Auto fahren?“ wendet sich ein Herr an einen auf der Straße herumlungenden Burschen.
„Leider nicht“, bedauert der.
„Ach“, freut sich der Herr, „dann können Sie vielleicht auf meinen Wagen aufpassen, während ich hier zu tun habe?“ („Ekstrabladet.“)

Alexander Dumas kam von einem offiziellen Abendessen der Regierung.
„Wie war es?“ fragte man ihn.
Dumas antwortete: „Ganz nett. Aber ohne mich hätte ich mich entsetzlich gelangweilt.“ („Simplicissimus.“)

„Vater und ich haben beschlossen, uns scheiden zu lassen, bei wem müchtest du bleiben?“
„Wer behält den Wagen?“

„Vater und ich haben beschlossen, uns scheiden zu lassen, bei wem müchtest du bleiben?“
„Wer behält den Wagen?“

„Vater und ich haben beschlossen, uns scheiden zu lassen, bei wem müchtest du bleiben?“
„Wer behält den Wagen?“



„Vater und ich haben beschlossen, uns scheiden zu lassen, bei wem müchtest du bleiben?“
„Wer behält den Wagen?“

nach Prag mitführte, sie dort neben seinem erheblichen Tagespensum zu erledigen und mit seinen Verbesserungsvorschlägen Donnerstag wieder nach Wien zu bringen. Sein Fleiß war unter den Kameraden gefürchtet. Warum überbot er sie? War ihm seine Karriere nicht schon gewiß? Keiner hätte es für möglich gehalten, daß er sich mit einer außerdienstlichen Angelegenheit so inständig befassen könnte.

Der Brief, den er schrieb, lautete: „Aglaja, wenn ich dies schreibe, zittere ich vor Glück und Angst und Hoffnung vor der Begegnung mit Dir in wenigen Stunden. Wenn Du dies liest, sind wir längst wieder getrennt. Es ist vollkommen

sinnlos, daß ich Dir schreibe. Wer weiß, was die nächsten Stunden für unsere Beziehungen bedeuten und was sie an ihnen ändern werden. Und wie dumm, falsch, nachteilig dann vielleicht diese Zeilen wirken werden! Aber was kann ich anderes tun, wenn ich hier warten muß? Und schicke ich den Brief nicht ab, dann kommt morgen ein Tag, an dem Du keinen Brief von mir bekommst. Der erste Tag in den Wochen, seit wir aneinander denken. Was für eine gefährliche Pause würde dieser Tag in unser Gespräch reißen! Was für eine gefährliche Lücke in die Zauberkette, die alle Deine Gedanken magisch binden soll!“

Er hielt im Schreiben inne. Noch war es ihm in diesen Wochen nicht gelungen festzustellen, ob Frau Suse die Schreiberin der Briefe war. Es schien ihm gar nicht anders möglich. Er war tief überzeugt davon. Aber Beweise hatte er nicht. Wenn sie es nicht war, wollte er Aglaja neugierig machen auf die andere, mit der er zusammenkam. Vielleicht würde sie dann endlich einsehen, wie gefährlich es ist, sich so hartnäckig hinter Anonymität zu verschansen.

Er schrieb weiter: „Und wenn Du auch tust, als verstündest Du keine meiner Anspielungen auf unsere Briefe, wenn wir

WO tauschen Sie kulantest?
verkaufen Sie am besten?
finden Sie Gelegenheitskäufe unter sicherster Gewähr? Im
PHOTOHAUS BAUER, Wien XVIII/K, Maynollog, 5, Tel. A-26-0-97. Individ. Amateurnarrangements. Auch Teilzahlung. Preisliste

uns sprechen, so weiß ich doch, daß Du es sein mußt. Nur Du kannst es sein! Die weiche Linie Deines Mundes hat die Anmut und Rundung Deines Satzbaues. Im wechselnden Blau Deiner Augen lichter Deine Ironie, Dein Witz, und in jeder Bewegung Deiner jugenhaft biegsamen Gestalt erkenne ich die Grazie Deiner bedeutenden spitzbübschen Wortspiele...“
Ging er nicht über seine Absicht hinaus? Wenn es nicht Aglaja war, mußte diese verliebte Beschreibung der anderen sie verletzen!

Aber daran dachte er jetzt nicht. Er sah die Frau, die er in wenigen Stunden in den Armen halten sollte, während er sie beschrieb, deutlich, immer deutlicher vor sich. Es war wie ein verbotener Genuß, sie durch die eigene Schilderung immer greifbarer vor sich zu gestalten, als könne man in dieser Verlebung auch noch weiter, immer weiter gehen, wenn man nur richtig wollte.

Kepprin sah nach der Uhr. Vier Uhr zwanzig. Erst mit dem Nachzug konnte er offiziell wieder nach Prag zurückfahren. Dazwischen hatte er noch Konferenzen. Zum Abendessen war er mit dem Generalauditor von Tadecky bei Meisel u. Schaden verabredet.

Da hatte er eine Idee. Er stand schon in der Telephonzelle und sagte alles ab. Er wollte nicht auf die Bahnverbindung warten. Er nahm sogleich ein Auto und fuhr los. Er würde noch, ehe es richtig Nacht war, vor ihr in dem kleinen Wirtshaus im Böhmer Wald sein, wo sie ihn erst nach Mitternacht erwartete. Forts. folgt

WIE FREUND KLUTSCHKA DIE HEILIGE APOLLONIA MALTE

Schluß von Seite 7
werde eine Momentaufnahme von mir machen... Der siebente Tag brach an. Am Morgen verließ mich Klutschka. Seine morgendlichen Gänge hatten den Zweck, die Köchin zu fragen, was es zum Mittagessen gäbe, worauf er stets hocheifrig zu mir zurückkehrte und meldete, es gäbe dies und jenes. Dann vergaßen wir vollkommen die unglückliche Apollonia. Auch an jenem siebenten Tage kehrte er strahlenden Auges aus der Küche zurück.

„Gansbraten mit Knödeln!“ rief ich ihm entgegen.

„Schaftskopf“, schrie Klutschka, „der Köchin tun die Zähne weh! Sie geht im Garten auf und ab und krümmt sich vor Schmerzen. Schnell den Apparat her!“

Kaum hatten wir die Photographie der Köchin, als auch unsere Arbeit schnell vorwärtsschritt.

Der schmerzliche Ausdruck im Gesicht der Heiligen war vollendet. Am achten Tage war das Bild fertig...

Wir stellten es zum Fenster und betrachteten von der Tür aus, wie schön es war...

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und der Pfarrer trat ein. Er sah im Zimmer umher, erblickte das Bild und redete es in der allgemeinen Stille plötzlich an: „Fräulein Marie, haben Sie noch immer Zahnschmerzen? Ich habe es Ihnen doch gesagt. Sie sollen sich den Zahn ziehen lassen. So wird es niemals besser werden...“

Als der Pfarrer seinen Irrtum erkannte, (beendete Klutschkas Freund seine Erzählung), verwandelte er sich in einen Heiden. Er vergaß vollständig seine Würde und fluchte in der unchristlichsten Weise. Wir hielten es für angezeigt, unsere sieben Zwetschken zu packen und zu verschwinden. Als wir das Dorf bereits im Rücken hatten, wandte sich Klutschka ruhig an mich: „Also siehst du, daß die Geschichte vom Fox nicht erlogen ist. Wenn sich der Herr Pfarrer geirrt hat, warum hätte sich so eine dumme Bestie nicht irren sollen...?“
Klutschka ist wirklich ein zweiter Apelles.

Depot der Firma
Sigi Gummi
in Paris
für hyg. Artikel
nur Wien I, Kärtnerstraße 45
Eingang Krugerstraße 2
Verlangen Sie zur Probe unsere besondere »Spezialität«
Beaudruches
Marke »Eiffelturm«

Die Front im Wanken
von Artur Heimburger
In Ganzleinen gebunden 4.00 Mark
Der Roman „Die Front im Wanken“ ist bei aller Schwere der geschilderten Ereignisse ein optimistisches Buch. Es endet mit proletarischer Zuversicht und einem Bekenntnis zum Kämpfer. Niemand wird bestreiten, daß das ein Vorzug eines Kriegsbuches ist in einer Zeit, wo uns nicht nur die Schatten der Vergangenheit, sondern mit ihnen die Nöte der Gegenwart schlimmer als je bedrücken.

VORZÜGLICH IN QUALITÄT UND GESCHMACK!
**WIENER STADTBRAU
SPEZIAL=MÄRZEN**